

SONNTAG, 31. AUGUST 2014

# Thüringer Allgemeine

EICHSFELD

## Wilfried Schober aus Crossen (SHK) hat über seine Erfahrungen als Grenzsoldat in der Mitte Deutschlands ein Buch geschrieben

26.04.2014 - 09:45 Uhr

Dienst am rostigen Stacheldrahtzaun



Wilfried Schober aus Crossen als Grenzsoldat bei Großtöpfer (Eichsfeld). Das Foto hat ein befreundeter Kamerad mit einem geschmuggelten Fotoapparat gemacht. Bilder von den Sperranlagen waren eigentlich streng verboten. Foto: privat

Ein Stapel längst vergessener Briefe wird für Wilfried Schober vor einigen Jahren zu einer Reise in die Vergangenheit. Als er von Mai 1969 bis Oktober 1970 als Grenzsoldat in der NVA diente, hat er seinen Eltern regelmäßig geschrieben. Über 70 Briefe. Seine Mutter hat sie aufgehoben und gibt sie dem Sohn zurück, damit Erlebtes nicht verloren geht.

"Als ich die Briefe gelesen habe, liefen die 18 Monate Dienstzeit wie ein längst vergangener Film an mir vorbei", erzählt der 64-Jährige, der heute in Crossen an der Elster (Saale-Holzland-Kreis) lebt. Die von ihm geschriebenen Zeilen wecken viele Erlebnisse, an die er seit Jahrzehnten nicht mehr gedacht hat. Man müsste alles einmal aufschreiben, denkt er sich. "Vielleicht sollten auch andere Menschen erfahren, wie es damals war, vor allem junge Leute, die die DDR und die NVA nicht mehr kennen gelernt haben."

Er beginnt seine Recherche in Buchläden, sucht nach Veröffentlichungen, die das Leben als junger Grenzsoldat beschreiben. Er wird nicht fündig. "Es gibt zahlreiche Literatur, die sich mit den letzten Jahren oder dem Ende der DDR beschäftigen, aber dieses Kapitel der Geschichte wurde noch nicht beleuchtet." Schober besucht Grenz Museen in Mödlareuth, im Eichsfeld und die Gedenkstätte in Geisa. Nur mit seiner Erinnerung hat das hier Dargestellte wenig zu tun. "Zu meiner Dienstzeit an der Grenze gab es zum Beispiel noch keine unüberwindbaren Sperren, mit Streckmetallzaun und Selbstschussanlage, vielmehr markierten zwei fast schon durchgerostete Stacheldrahtzäune von zirka 2,5 Meter Höhe und ein sechs Meter langer Kontrollstreifen den Grenzverlauf und das war eigentlich schon alles."

Anhand der von ihm damals gemachten Fotos und der Briefe an die Eltern war es Wilfried Schober fast mühelos möglich, seine Dienstzeit nochmals zu erleben und niederzuschreiben. "Als Grenzsoldat in der Mitte Deutschlands" hat er sein Buch genannt, das im September vergangenen Jahres im Projekte-Verlag (Halle) erschienen ist. Durch die Augen und mit den Worten eines 19-Jährigen beschreibt er eine schwierige und aufregende Zeit, die der damals junge Mann nie vergessen wird.

Am 2. Mai 1969 wird Schober nach Mühlhausen zur Ausbildung als Grenzsoldat eingezogen. Mit einem mulmigem Gefühl zieht er zusammen mit anderen Wehrpflichtigen in die Rosenhof-Kaserne ein. "Wir waren zu zehnt auf dem Zimmer, geschlafen wurde in fünf Doppelstockbetten, und mit der Ruhe war es für die kommenden Monate vorbei", erzählt er. Mit einer Handvoll "Beschwerden" ist

denn auch der erste Brief gespickt, der ein paar Tage nach Kasernen-Einzug an die Eltern geht. "Das Schlimmste ist, den Spind einzuräumen. Alles muss mit Papier zusammengefaltet und auf Kante gelegt werden und das genau nach vorgeschriebenem Plan übereinander liegen", mault er dort. Die Stiefel seien "unbequeme Monster", der Hauptfeldwebel "das Letzte". Und dann erst das Saubermachen: "Jeden Tag muss mehrmals gekehrt, gewischt und gebohnt werden, und dann ist es immer noch nicht richtig sauber." Das erste Diensthalbjahr vergeht. Der Sohn schreibt über seine Ausbildung im Gelände, beim Schießen, unter Tränengas und Napalm, von Skatturnier und Objektwache, vom Küchendienst und erstem Heimaturlaub. Im November 1969 wird Wilfried Schober in eine Grenzkompagnie im Eichsfeld versetzt.

Großtöpfer, ein Dorf mit damals etwa 350 Einwohnern, wird für ein Jahr seine Heimat werden. Gewohnt wird in Holzbaracken, alles sehr beengt. "Seit einigen Tagen bin ich nun fest in das System des Streifendienstes eingebunden. Jeden Tag geht es an einen anderen Grenzabschnitt", schreibt er. "Nachts klappert man manchmal wie ein junger Hund, denn wir liegen stundenlang im nassen Gras und das noch dazu bei strömendem Regen."

Der schneereiche und bitterkalte Winter 1969/70 wird Schober für immer in Erinnerung bleiben. "Es schneite so stark, dass man den Wald, der keine zehn Meter vor unserem Fenster begann, kaum erkennen konnte." Auf den jungen Burschen warteten acht Stunden Grenzdienst in einem Beobachtungsbunker. Sein Postenführer war zugleich Hundeführer, so leistete ein Schäferhund den beiden Männern Gesellschaft. "Diensthunde dienten damals dazu, Grenzverletzer aufzuspüren, denn sie hörten sich nähernde Personen schon über hunderte von Metern und machten ihr Herrchen mit leisem Winseln oder Lecken darauf aufmerksam." Das soll den beiden in dieser Februarnacht das Leben retten. Das stundenlange Schneetreiben hatte nach und nach die Sehschlitze verschlossen und den Eingangsbereich des Bunkers, der tiefer als der Erdboden lag, völlig zugeweht. Als der Sauerstoff aus dem Bunker weicht, schlafen die Männer langsam ein, bis sie der Hund aufweckt, sie die Schlitze mit dem Lauf ihrer Maschinenpistolen befreien und mit letzter Kraft die Tür des Bunkers aufstoßen können.

Drei Monate vor Dienstende geschieht dann das, woran niemand mehr gedacht hätte: Fahnenflucht und Grenzdurchbruch. "Als wir nach Großtöpfer kamen, erhielten wir eine streng geheime Einweisung", so Wilfried Schober. Denn sollte einer der "Neuen" die Absicht haben, nach drüben abzuhaufen, dann hatte er es in der dienstfreien Zeit, zum Beispiel während des Ausganges, zu tun. Auf keinen Fall sollten andere Gefreite oder Postenführer mit in die Sache verwickelt werden. Der Flüchtige gehörte einem anderen Zug als Schober an. Er hatte seinen Postenführer entwaffnet, ihm den Telefonhörer abgenommen und dann gefragt, ob er mitkommen wolle. Als er das verneinte, überwand der Soldat mit Leichtigkeit zwei Stacheldrahtzäune und verschwand. "Der Zaun war an manchen Stellen schon so durchgerostet, dass man ohne Schwierigkeiten hindurch kriechen konnte, ohne sich zu verletzen." Nach dem Verhör des Postenführers sei dieser eines Tages verschwunden gewesen. "Niemand wusste genau, wohin man ihn gebracht hatte."

Das Interesse an Schobers Buch ist zu dessen Freude sehr groß. Nicht nur ehemalige Grenzer von Leipzig bis Berlin hätten sich bei ihm gemeldet, selbst einige Geschichtslehrer würden das Buch im Unterricht verwenden. "Es ist aus der Sicht eines einfachen Soldaten geschrieben, wir haben ja unmittelbar vorn gestanden, hohe Offiziere hat man dort nicht gesehen."

Susann Grunert / 26.04.14 / OTZ

ZOR0000346437